

Constance Hotz

Vier Tage im März

Roman



8 grad

Constance Hotz
Vier Tage im März

8 grad

Constance Hotz

Vier Tage
im März
Roman

8 grad Verlag Freiburg

Personen und Handlung
sind frei erfunden.

Für Karin Jenny

Alles hat seine Zeit und sein Maß.
Und seinen Ort

In Anlehnung an die Inschrift

TOT HA SES TEMP E SIA MASÜRA

Museum Chasa Jaura Valchava,
Val Müstair

ERSTER TAG

Prolog

Die Unbestimmtheit eines frühen Nachmittags Anfang März. Düstere Wolken über dem Tal, nachlassendes Licht und eine zitternde Stille über dem Dorf. Es würde noch einmal Schnee geben. Auf den Dachfirsten der Häuser, die sich um den Plaz Grond scharten, hockten Alpendohlen. Ihr Gefieder glänzte schwarz, die gelben Schnäbel blitzten wie Warnleuchten.

Eigentlich war der Plaz Grond gar kein richtiger Platz. Er war kaum mehr als ein Stück verbreiterte Straße, der Hauptstraße durchs Dorf, der Kantonsstraße zur Grenze, der Ofenpassroute. Eine Ecke, die sich dem Verlauf der Klostermauer verdankt. Immerhin plätscherte ein Brunnen, gab es Holzbänke, Pflanzenkübel und ein Eisenschild, auf dem in erhabenen Buchstaben ›Plaz Grond‹ stand. Es gab eine Anschlagtafel mit wenigen Plakaten und vielen Klammern, unter denen die Reste abgerissener Plakate von vergangenen Veranstaltungen und alten Annoncen hingen. Genau genommen war die Anschlagtafel ein Holztor des Klosters, ein Nebeneingang zum Landwirtschaftshof, durch den am Morgen dieses Freitags eine bucklige Magd Müllsäcke geschleift und an der Außenmauer abgestellt hatte.

Die Beiläufigkeit des Platzes täuschte. Der Plaz Grond war eine Mitte. Er verband das Kloster mit dem Dorf und die Kirche mit der Welt. Er war von stattlichen, Sgraffito-geschmückten Häusern gesäumt, deren tiefe, sich nach innen verengende Fenster durch aufgemalte Rahmen vergrößert wurden. Autofahrer nötigte der Plaz Grond zu erhöhter Aufmerksamkeit

und zum Langsamfahren, denn er beschrieb eine Kurve, nach der sich die Straße dorfeinwärts merklich verengte, zumal im Winter, wenn Schneeränder die Fahrbahn noch schmaler machten.

Viele Linien liefen auf dem Plaz Grund zusammen. Hier kreuzten sich Zeiten, Himmelsrichtungen und Geschichten. Die ältesten Geschichten lagen im Boden vergraben, andere waren hinter den Klostermauern verborgen, jüngere wurden in den Häusern erzählt und in den Herzen bewahrt.

Eine Katze ging geduckt über das Kopfsteinpflaster. Ein lau-nischer Wind trieb sich herum, fauchte leise, wirbelte Blätter über die Straße und piff durch die gekreuzten Schwerter mit den goldenen Griffen, das Gasthausschild, unter dem ein Fenster geöffnet wurde. Der Wirt sah besorgt in den Himmel. Es würde noch einmal Schnee geben. Eine ältere Dame in einem braunen Mantel ging über den Platz, den Blick gesenkt, eine graue Haarsträhne verdeckte ihr Gesicht. Etwas in der Art, wie die Haarsträhne vor das Gesicht fiel, wie sie bei jedem Schritt mitschwang, rhythmisch und eigenwillig, berührte den Wirt seltsam, stieß eine Erinnerung in ihm an, und als der Wind die Strähne hob und einen Moment lang ihr Gesicht un-verdeckt war, schien vor seinem inneren Auge ein Bild auf, das Bild einer stolzen jungen Frau, die sich mit unvergleichlicher Geste eine Strähne hinters Ohr streicht, nur um sie im nächsten Augenblick wieder im Gesicht zu haben. Wie lange ist das her?, dachte der Wirt, während er der Frau nachstarrte, bis sie an der Ecke zum Kirchweg verschwunden war. Das Fenster klorrte.

Es würde noch einmal Schnee geben. Und es würde noch mehr geben als Schnee. Denn an diesem Nachmittag sollte eine Geschichte weitergehen, die vor bald vierzig Jahren hier begonnen hatte. Hier an diesem Ort, dessen Namen die Zeit geschliffen hat wie einen Diamanten. Einen Namen, der empfindliche Seelen zu verzaubern vermag.

Gegen die Laufrichtung der Zeit

Der Vorhang verdeckte mehr als die Hälfte der Landschaft. Die Berge waren in warmes Abendlicht getaucht, ein stilles Leuchten lag über der Szene. Dort, wo sich zwei Gebirgszüge in der Ebene trafen, sah man eine Handvoll winziger, wie hingestreuter Häuser. In der Ferne verschmolz ein Gletscher mit dem blassen Himmel. Die Farbe des Vorhangstoffes wetteiferte mit dem Abendrot. Ja, das Changierende verschiedener Gelb-, Orange- und Apricotöne und der seidene Schimmer ließen den Stoff beinahe erhabener erscheinen als die Landschaft. Der Blick verfiel sich regelrecht in diesem Vorhang. Und das war Absicht. Es war raffiniert inszeniert. Stoff und Bildmotiv waren so zueinander in Beziehung gesetzt, dass eine vielschichtige Spannung aus Farbnuancen, aus Nähe und Ferne, Schärfe und Unschärfe entstand. Gipfel der Stilisierung war jedoch, dass der Vorhang nicht vor einem Fenster hing, durch das man in eine natürliche Gebirgslandschaft blickte, sondern vor einer künstlichen Landschaft, vor einem hundert Jahre alten Gemälde.

Eva Fendt war in ihrem Element. Sie liebte das Spiel mit Schein und Sein, die irritierende Vermischung von Echem und Künstlichem. »Das Licht höher«, rief sie, auf dem Podest stehend, die Kamera in Augenhöhe mit dem Bild. Rick, ihr Assistent, drehte am Scheinwerfer, bis der Vorhang regelrecht aufleuchtete. »Gut so. Und jetzt noch etwas Bewegung, der Stoff muss natürlicher fallen.« Rick machte sich an der Stoffbahn zu schaffen, die an den schmiedeeisernen Trägern der offenen Wandelhalle im Kurpark von Meran befestigt war, bewegte sie leicht hin und her, bauschte sie ein wenig in die Höhe und ließ sie wieder fallen. Im Ausschwingen des schweren Stoffes hörte man das Klickklickklickklick des Auslösers. »Ja«, rief Eva Fendt, »das ist es, genau, perfekt!«

Eine halbe Stunde später kletterte sie vom Podest, drückte Rick die Kamera in die Hand und sagte: »Wir sind durch, Rick! Mit dem Rest kommst du ohne mich klar, ja?«

Rick schaute Eva zuerst verduzt, dann mit kumpelhaftem Lächeln an, zuckte kurz mit den Schultern und nickte. »Klar, das schaff ich schon, Boss.«

»Bist ein Schatz.« Es klang erschöpft und erleichtert. Eva spürte, wie die Anspannung nachließ. Sie wollte nur noch weg und alleine sein.

Fast drei Tage lang hatten sie unter enormem Zeitdruck gearbeitet. Hatten eine ganze Stoffkollektion fotografiert. Die ersten beiden Tage waren vier, fünf Leute auf dem Set gewesen und alle hatten mitgeredet. Der überdrehte Kreativdirektor der Werbeagentur mit immer neuen Ideen, die Stoffdesignerin und der Produktmanager, die auf unbedingte Wiedererkennbarkeit der teuren Stoffe bestanden. Der ständige Kampf um ihr Bildkonzept hatte Eva fast mehr Kraft gekostet als das Fotografieren selbst. Zum Glück war Rick gelassen geblieben, hatte sich um das ganze Drumherum gekümmert, hatte ihr den Rücken frei gehalten.

Die typischen Geräusche am Ende eines Shootings begleiteten Eva, als sie das Set verließ. Das Klicken von Schaltern, das Einrasten von Stativen, Alukoffer, die über den Boden geschoben wurden, immer leiser, als würde ein Lautstärkeregel langsam auf null gedreht. Eva sah nicht nach rechts und links, nahm nichts wahr von der erblühenden Natur, keinen Frühlingsduft, kein Vogelgezwitscher. In den Promenadencafés saßen Touristen, die Gesichter angestrengt der Sonne zugewandt.

Eine Brücke schwebte über dem trägen Fluss, stämmige Palmen standen in Stiefmütterchenrabatten wie Aufpasser. Eva ging halb blind die Promenade entlang, war mit den Gedanken immer noch beim Shooting, arrangierte vor ihrem geistigen Auge kostbare Stoffe zu Schaufensterauslagen, zu Marmorstatuen, zu Leuchtschriften, eilte über breite Gehsteige durch Villenviertel, bis sie bei ihrem Auto angekommen war. »Via monestra/Klosterstraße«. Endlich. Sie klickte die Wagentür auf, warf die Handtasche auf den Beifahrersitz, ließ sich hinters Lenkrad fallen, schloss die Augen und atmete auf.

Eva Fendt war Mitte dreißig und eine gefragte Fotografin, wenn es darum ging, Produkten einen mystischen Glanz zu

verleihen. Ihre Bilder waren Installationen. Sie platzierte Objekte in außergewöhnlichen Umfeldern, komponierte mit Linien, mit Farbe und Licht. Nur hier war sie ein geduldiger Mensch, im Warten auf den Augenblick, in dem die Dinge ihr Geheimnis preisgeben. Sie hatte rote Ledersofas mit schwarzen Stieren auf einer Schneeweide, Schuhe in Augenhöhe mit den Tauben auf dem Markusplatz in Venedig, die Winterkollektion einer Modemarke an den Bügeln eines Schleppliftes fotografiert. Eines der Motive, weiße Hemden, gegen einen tiefblauen Himmel schwebend, hatte ihr eine wichtige Auszeichnung eingebracht. Das war vor zwei Jahren, und seither rissen die Anfragen nicht mehr ab.

Hinter ihr hupte jemand, der offenbar auf ihren Parkplatz wartete. »Ich bin ja schon weg!«, sagte Eva gereizt, nahe daran, vor Erschöpfung wütend zu werden oder loszuweinen. Sie ließ sich mit dem Strom des Nachmittagsverkehrs treiben, wusste nicht recht, wohin. Nach Hause natürlich, dachte sie, es ist Freitagnachmittag, das Shooting ist geschafft, es lief gut. Eigentlich sollte sie sich freuen. Tat es aber nicht. Sie war einfach zu erschöpft. In ihrer Handtasche klingelte das Handy, sie schüttelte den Kopf, ließ es klingeln. An einer roten Ampel nahm sie es heraus, sah, dass Thomas angerufen hatte. Sie fuhr weiter, wusste immer noch nicht, in welche Richtung, las »Bozen/Bolzano« auf einem Schild, das war falsch, sie scherte kurzerhand auf den Seitenstreifen und stellte den Motor ab. »Und jetzt?«, sagte sie laut, suchte in ihrer Handtasche nach Zigaretten und zündete sich eine an. »Wo will ich eigentlich hin?«, sagte sie noch einmal, und jetzt klang es wie eine Lebensfrage. Sie nahm die Straßenkarte aus der Türablage, breitete sie auf dem Lenkrad aus und merkte, wie sie beim Anblick der vielen Straßennlinien ruhiger wurde. Sie ließ die Augen über die Karte wandern, suchte nach einer Strecke, die sie noch nicht kannte, folgte den Passstraßen, als wären es Versprechungen. Nirgendwo konnte sie besser entspannen als beim Autofahren. Sie genoss es, allein mit ihrem Wagen unterwegs zu sein, auf immer neue Bilder aus. Sie liebte die Zufallsblicke im Vorbeifahren, das Wissen um ihre

Flüchtigkeit, die glitzernden Eindrücke, die eine feine Sehnsucht schürten. Sie liebte die kurzen Aufenthalte mit der Aussicht, nicht bleiben zu müssen. Die Begegnung mit zwei Augen, in denen sich alle Möglichkeiten spiegelten. Verliebtheiten ohne die Mühen der Liebe. Ein Feuer anzünden, aber nicht hüten. Anfänge, immer nur Anfänge, das war es, was Eva suchte. Darauf war sie immerzu aus. Verbindlich war Eva eigentlich nicht.

Sie folgte den Linien der Passrouten mit der Fingerspitze, bis sie an einem Wort hängen blieb, dessen Klang etwas in ihrer Seele berührte. Der seltsame Name eines Orts, eines Tals: Müstair.

Eva hatte Thomas versprochen, gleich nach dem Shooting zurückzufahren und das Wochenende mit ihm zu verbringen. Thomas, der so gern alles mit ihr geteilt hätte. Sie rief ihn an, sagte, dass es später würde. Versuchte, den beleidigten Unterton in seiner Stimme zu ignorieren, sagte: »Bitte Thomas, nur ein kleiner Umweg, ich brauch noch ein wenig Zeit für mich, glaub mir, du hast sonst keine Freude mit mir«, und schwärmte von ihrer Entdeckung: »Stell dir vor, auf meinem Weg gibt es einen Ort, der heißt ›Müstair‹. ›Müstair‹, klingt das nicht mystisch? Und wie es geschrieben ist, vorne mit ›ü‹ und hinten ›air‹, wie englisch ›Luft‹, ›Himmel‹, ›Windhauch‹. Außerdem gibt es da ein altes Kloster. Das muss ein Ort sein, der über den Wolken schwebt! Ich erzähl dir dann. Bis später.«

Sie fingerte nach einer neuen Zigarette, blinzelte in die Sonne und gab Gas.

Allmählich wurde die Landschaft rauer, die Berge rückten näher, der Frühling war wie zurückgedreht auf seine ersten Anzeichen. Wolkenfetzen trieben über den Himmel, färbten ihn zunehmend grau. Der Talboden hielt sich mit Farben noch zurück. Aus dem schmutzigen Braun blitzten da und dort Forsythien, vereinzelt rosa Mandelbäumchen. In der Höhe glänzte noch der Winter, und dort, wo Licht auf dem Schnee lag, leuchteten die Gipfel wie Verheißungen. Eva mochte die Unentschiedenheit zwischen den Jahreszeiten, sie hatte das Gefühl, gegen die

Laufriichtung der Zeit zu fahren, zurück in ein erwartungsvolles Davor.

Freitagnachmittag, es war viel Verkehr auf der Straße, alles schien in Bewegung, wirkte hektisch, nervös. Ein heftiger Wind ließ Fahnen an ihren Masten zerren, wirbelte Plastikfetzen durch die Luft. Im Talboden drängten sich Obstplantagen mit grotesk verkrüppelten Bäumen, Halden von Plastikboxen wuchsen in den Himmel. Hinter einer Kurve musste Eva scharf abbremsen, weil ein Traktor den Verkehr aufhielt. Es dauerte eine ganze Weile, bis sie überholen konnte. Als gehörte dieser Aufenthalt zur Dramaturgie ihrer Fahrt, wurde die Landschaft ruhiger, das Industrielle verlor sich. Das Tal öffnete sich und wurde weit. Wiesen und Äcker lagen behäbig ausgebreitet wie ein Flickenteppich, aus den Dörfern ragten zahllose Kirchtürme empor, wie Wegmarken. Eva ließ sie rechts liegen, bog in Richtung Schweiz ab und traute ihren Augen nicht, als sie durch ein enges Tor in eine mittelalterliche Kulisse kam. »Glurns/Glorzenza«. Stadtmauer, Kopfsteinpflaster, geduckte Laubengänge und dann ein Platz wie ein historisches Bühnenbild. Eva parkte den Wagen, schritt den Platz ab wie eine Eroberung und nahm ihn mit ihrer kleinen Kamera ein. Gasthäuser, Geschäfte, eine Bank. Das skurrile Nebeneinander der Zeiten. Geldwechsel und Heiligenbilder, Paläste und Vereinsmitteilungen, trutzige Mauern und flatternde Fußballtrikots. Die Fotografin, immer auf der Suche nach außergewöhnlichen Locations, machte sich Notizen. Auf einen Rundgang durch die Gassen verzichtete sie, schließlich wollte sie ja weiter. Nach Müstair.

Eine Brücke führte über den Stadtgraben, aus dem Mittelalter ins Jetzt dieses Freitagnachmittags Anfang März, als es zu regnen anfang.

Die Straße begann zu steigen. »Höhe 1000 m ü.M.«, stand auf einem Schild. In weiten Serpentinengängen ging es erst durch Wald, dann an offenen Wiesen vorbei, höher und höher, in einen drückenden Himmel. »Oh liebes Kind, wo gehst du hin?«, las Eva im Vorbeifahren an einer Kapelle. Dann hatte sie den Grenzübergang auf Südtiroler Seite erreicht. »Taufers i.M./Tubre«.

Ein quirliges, bäuerliches Dorf. Hühner liefen aufgescheucht über die Straße, Frauen mit Einkaufstaschen standen schwatzend unter Regenschirmen, ein hinkender Alter in blauer Arbeitsschürze schlurfte auf eine Wirtshaustreppe zu. An der Grenze wurde kontrolliert, als würde man in eine andere Welt wechseln. Im Rückspiegel sah Eva das Land unten liegen, ein fernes Meer, das wie erstarrt gegen die Küsten brandete.

Die andere Welt begann nüchtern mit Tankstellen und Supermärkten. Eva ließ sie links liegen, sie wollte endlich ankommen. Der Regen war stärker geworden, die Straße glänzte vor Nässe. »Allegra Val Müstair«, las sie auf einem braunen Willkommensschild. Die nahen Berghänge waren schneegefleckt, ein dunkler Wolkenvorhang verdeckte die Sicht talaufwärts. Kein Leuchten, nirgends. Vor ihr in der breiten Talsohle lag stolz und gelassen das Dorf. Und unvermittelt tauchte aus dunklen Wiesen das Kloster auf. Ein massiger Kirchturm mit niederer Stirn, eine spitzgieblige Kirche, ein Zinnturm mit abfallendem Dach, wie ein Pult an die Kirche gerückt. Dorfwärts eine Gruppe lang gestreckter Gebäude, als verneigten sie sich vor der Kirche. Eine niedrige Mauer, die alles zusammenhielt. Wie eine helle Festung lag das Kloster da, anziehend und abweisend, offen und verschlossen zugleich. Eine kleine Kapelle stand am Straßenrand, als risse sie sich los.

Eva zuckte zusammen, als sie unter lautem Hupen überholt wurde.

Lawinengefahr

Vor einem Gasthaus gegenüber dem Kloster hielt Eva und stieg aus. Ein stattliches, historisches Haus, in sich ruhend. Zwei gekreuzte Schwerter gaben das Wirtshausschild. Sie ging eine schmale steile Holzterrasse hinauf, suchte Halt an dem geflochtenen Lederseil, das als Handlauf an der Wand befestigt war, fand keinen, das Seil geriet bei jedem Schritt ins Schwingen. Die Holztür, von deren Rahmen die Farbe abblätterte, führte in ei-

nen dunklen Vorraum. Eva wäre fast gestolpert, denn der Raum lag tiefer als die Türschwelle. Der Bretterboden wankte bei jedem Schritt, und es begann ein helles, vielstimmiges Klingeln. Sie blieb unwillkürlich stehen. Es waren die Weingläser, die auf einer Kommode standen und leise gegeneinander schlugen. Eva trat bedächtiger auf und schaute vorsichtig in den angrenzenden Raum, dessen Tür offen stand. Eine niedrige, Holzgetäfelte Gaststube mit Erkern und Nischen, Kachelofen und tiefen Fenstern; die schwere Balkendecke hing regelrecht durch. Die Stube war menschenleer. Die Standuhr zeigte halb neun. Es war halb fünf. Auf einem großen Tisch in der Mitte des Raums lagen Bücher, Kunstbände und Magazine. Eva nahm eines der Hefte in die Hand und besah sich amüsiert den Titel. Aus den Sechzigerjahren. Einige Tische waren bereits zum Essen gedeckt.

»Allegra«, hörte sie plötzlich eine helle Männerstimme hinter sich, »was kann ich für Sie tun? Möchten Sie etwas essen? Wünschen Sie einen Kaffee?« Der Wirt, ein Mann um die sechzig, in kariertem Flanellhemd und beiger Cordhose, hatte sich unmerklich genähert. Ein leiser Mensch, die Arme auf dem Rücken verschränkt. Ein stiller Flaneur des Bergtals, dachte Eva. Hohe Stirn unter schütterem Haar, scharf geschnittene Nase, schmale Lippen, wache, traurige Augen. Er war höflich und scheu, lächelte nicht. Melancholie umhüllte ihn wie ein unsichtbarer Ministrantenrock.

»Oh ja, ein Kaffee wäre wunderbar«, sagte Eva und setzte sich an einen Fenstertisch, Blick in die Gaststube, und leiser, weil sie es im selben Moment, da sie es aussprach, unangemessen fand: »Darf ich hier rauchen?« Das fragte Eva sonst nie, sie rauchte einfach.

»Bitte sehr«, antwortete der Wirt.

Die Zigarette wollte ihr nicht schmecken, und Eva drückte sie nach wenigen Zügen in den Aschenbecher. Der Wirt war verschwunden und kam kurze Zeit später mit einer Tasse Kaffee auf einem Tablett zurück.

»Sagen Sie«, begann Eva, als er ihr den Kaffee hinstellte, »ist das Kloster denn noch bewohnt?«

»Ja, von Benediktinerinnen«, sagte er. »Aber seit vielen Jahren ist es auch eine Baustelle der Archäologen. Sie graben und forschen und finden immer wieder etwas Neues.« Und nach einer Pause: »Die Kirche kann man besichtigen, es gibt berühmte Fresken.«

»Jetzt machen Sie mich aber neugierig! Und dabei sollte ich heute noch weiter.«

»Wir bekommen noch einmal Schnee«, sagte der Wirt mit besorgter Miene, »oben im Tal schneit es schon seit Stunden.«

Im Flur schellte laut ein Telefon. Der Wirt verließ die Stube, und dann hörte Eva eine Sprache, die ihr vollkommen neu war. Sie klang fremd und vertraut, warm, weich, hart, erdig und elegant – alles zusammen. Eva lauschte fasziniert, ohne etwas zu verstehen. Doch, mal meinte sie ein italienisches, dann wieder ein deutsches Wort herauszuhören, aber das war nicht wichtig. Eine Sprache aus einer anderen Zeit, abgeschieden und selbstgewiss, dachte Eva. So muss es sein, wenn man einen aus den Erdkarten gelöschten Kontinent wiederentdeckt. Man hat das seltsame Gefühl, angekommen zu sein. Man weiß nur nicht, wo.

»Verzeihung, wenn ich mich einmische, aber wollten Sie über den Ofenpass weiterfahren?«

Eva hatte gar nicht bemerkt, dass der Wirt wieder an ihrem Tisch stand. Sie nickte. »Ja, warum?«

»Der Anruf eben – der Ofenpass wurde wegen Lawinengefahr geschlossen. Wenn Sie unbedingt weitermüssen, können Sie auch den Reschenpass nehmen und ...« Eva winkte ab. »... oder aber Sie bleiben über Nacht im Dorf. Hier im Haus ist leider kein Zimmer mehr frei. Aber wir finden schon etwas für Sie.«

Warum eigentlich nicht eine Nacht bleiben und morgen dieses Müstair erkunden, dachte Eva. Um die weitere Abwicklung des Meran-Projekts kümmerte sich ja Rick, und vor dem Wochenende mit Thomas würde sie sich ohnehin am liebsten drücken. Er hatte so ernst geklungen am Telefon, so dramatisch. Wahrscheinlich stand wieder einmal ein Grundsatzgespräch an. Eva hasste solche Gespräche. Für den Augenblick musste

sie nur diese eine Hürde nehmen: Thomas anrufen und ihm sagen, dass sie doch erst morgen komme. Tut mir wirklich leid, würde sie sagen, unerwartet heftige Schneefälle, Lawinengefahr, geschlossener Pass, höhere Gewalt.

»Würden Sie mir denn ein Zimmer besorgen?«, fragte Eva. »Dann schaue ich mir auch gleich noch die Kirche an.«

»Ich telefoniere sofort.«

Wieder horchte Eva auf die seltsam schöne Sprache, bedauerte, dass das Telefonat nur kurz war.

»Ich habe etwas Schönes für Sie gefunden«, sagte der Wirt eifrig, als er zurückkam, »in einer Pension oberhalb des Klosters. Es wird Ihnen gefallen.«

»Wunderbar, haben Sie vielen Dank!«

»Sie können gerne bei mir zu Abend essen.« Der Wirt erzählte von selbst erlegtem Wild, pries das Menü an, und Eva versprach zu kommen.

Der Tag, den der Herr gemacht hat

Eva holte einen Schirm aus dem Wagen, überquerte die Straße und ging in Richtung Kirche. Vorbei an dicken Mauern mit kleinen Kippfenstern, aus denen Stallgeruch drang. Vorbei an einem Torturm, der sich zu einem Hof öffnete. Von der Fassade blickten lebensgroße Heiligenfiguren unter Baldachinen ins Weite. Auf einem Wandgemälde blies ein Esel den Dudelsack, ein Mann kniete ergeben vor ihm. Verkehrte Welt. Vorbei an einer Sonnenuhr, die ihren Zeiger in den kalten Regen streckte. Vorbei an Gebäuden, die miteinander verbunden und dennoch ganz verschieden waren. Jedes schaute mit anderen Fenstern in die Welt. Die Glocke schlug fünf Uhr. Ein Auto fuhr vorbei, eine dicke Ladung Schnee auf dem Dach. Die kleine Kapelle stand verloren am Straßenrand. Eva ging durch das hölzerne Tor, das den Gehsteig vom Kirchweg trennte. Hinter dem mächtigen Glockenturm verschwand die Kirche beinahe. Rechts vom Weg lag leicht erhöht der Friedhof mit lauter Rückseiten von

Grabsteinen, Kreuzen, Marmorfiguren. Da und dort flackerte ein rotes Seelenlicht. Dunkle Wolken verhüllten das Tal. Italien war hinter einem schwarzen Vorhang verschwunden.

Als Eva unter das Vordach der Kirche trat und ihren Schirm abspannte, wurde die Kirchentür aufgestoßen, und ein älterer Mann stürzte heraus. Er schien zutiefst verwirrt. Seine Augen wichen Evas Blick entsetzt aus. Er trat einen Schritt zur Seite und eilte in Richtung Straße davon. Mit dem Blick der Fotografin registrierte Eva seine Kleidung: dunkelgrauer Wollmantel, dunkle Hosen, elegante schwarze Halbschuhe. Sie schaute ihm irritiert nach, drehte sich um und öffnete die wieder zugefallene Tür. Ihre Hand zitterte.

Die Dunkelheit warf Eva ein Tuch über den Kopf. Dünne Stimmen woben Silberfäden hinein. »Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat.« Die Gebete der Nonnen rieselten kalt von der Empore. Eva vergrub die Hände tiefer in den Manteltaschen. Versuchte zu sehen. Wuchtige Rundsäulen verstellten den Blick. Sie ging vorsichtig bis zum Mittelgang, fiel unmerklich in den Takt des Singsangs von der Empore. »Dies ist der Tag, den der Herr gemacht hat.« Sah nach vorn. Vom Fenster über dem Altar fiel diffuses Licht in den Raum. Es reichte nicht, um irgendetwas sichtbar zu machen. Es blendete beinahe, wie ein Scheinwerfer im Nebel.

Plötzlich bemerkte Eva, dass sie nicht allein war. Nur ein paar Bänke vor ihr, dicht an einer Säule, sah sie den Umriss einer knienden Gestalt, mit gesenktem Kopf, das halblange Haar wie ein dünnes Tuch. Eva wandte den Blick ab, die Wände hoch, vage Bildfelder entlang, hinauf ins dunkle Gewölbe. Im Augenwinkel nahm sie ein schwaches Flackern wahr. Es kam von einem Lichtschalter, der an einem Tisch im Mittelgang angebracht war. »Fresken-Beleuchtung«, stand darunter. Sollte sie? Sie würde vielleicht die Frau in ihrem Gebet stören, drückte schließlich doch auf den Schalter, zögernd, als könnte ihr Zögern das kommende Licht dämpfen.

Und dann war das Bild da. Und obwohl eine Gesellschaft an einer reich gedeckten Tafel saß, ein Gekrönter in der Mitte,

obwohl Musikanten aufspielten, obwohl ein Henker mit erhobenem Schwert einen abgeschlagenen Kopf an den Haaren hielt, den ein Scherge in einer Schüssel entgegennahm, obwohl ein enthaupteter Körper halbnackt aus einer Kerkertür sackte, obwohl das abgeschlagene Haupt noch einmal zu sehen war und noch einmal und noch einmal, obwohl eine Trauergesellschaft den Toten zu Grabe trug, sah Eva nur eine einzige Figur: eine Gauklerin im langen braunen Kleid, kopfüber schwebend, sich überschlagend. Sie hing in der Luft, schwerelos, die Knie angewinkelt, das fliehende Haar wie Schlangen, züngelnd, ein Flammenschwert. Die langen Hände gestreckt, vor Entsetzen oder um sich abzustützen, um den Sturz zu dämpfen, eine Artistin, die Ärmel in einer großen Geste fallend. Die Eleganz der Bewegung, die Leichtigkeit des Fliegens. Die Gauklerin schwebte und fiel, triumphierte und stürzte. Alles zugleich. Sie stürzte nicht. Ein eingefrorenes Bild, ein angehaltener Augenblick.

Das Licht erlosch. In der Kirche war es wieder dunkel. »Der Tag, den der Herr gemacht hat.« Eva ging noch einmal zu dem Tischchen mit dem flackernden Licht. Wollte noch einmal sehen. Drückte auf den Schalter. Sie stand jetzt so, dass die Betende (Eva hatte sie vollkommen vergessen) genau in ihrer Blicklinie war. In einer Linie mit der Gauklerin. Kniete noch immer versunken in ihrer Bank. Die Schulter ein Bogen, der gleich gespannt wird. Als hätte sie Evas Blick gespürt, hob sie den Kopf und drehte ihn in Richtung der Gauklerin. Im selben Augenblick war es, als berührten sich die beiden Köpfe, und ein Funke würde geschlagen. Evas Blick wusste nicht, wohin, sprang hin und her zwischen dem einen Kopf und dem anderen, vor und zurück, immer schneller, bis die beiden Figuren miteinander zu verschmelzen begannen und eins wurden. Knien war schweben, der Abgrund war oben, der braune Mantel war das braune Kleid, die gefalteten Hände öffneten sich zu einer großen, königlichen Geste. Das Licht erlosch, Eva tastete nach Halt, fand eine Bank, taumelte hinein, schloss die Augen. Das Bild hämmerte weiter in ihrem Kopf, eine psychedelische Doppelbelichtung.

Wie von fern hörte Eva bedächtige Schritte, an ihrer Bank vorbei, dann eine Tür, die ins Schloss fiel. Und noch immer der Chor der Nonnen von der Empore. Die dünnen Stimmen wärmten sie jetzt. Eva war froh, dass sie nicht allein in dieser Kirche war. Sie setzte sich auf, atmete tief durch, und als würde sich augenblicklich die Welt zurückmelden, fiel ihr ein, dass sie unbedingt Thomas anrufen musste. Sie schüttelte den Kopf und dachte, warum um Himmels willen lasse ich mich von einem Kirchenbild so erschrecken? Sie wurde ruhiger, horchte auf den Singsang der Nonnen, bis er versiegte. »In Ewigkeit, Amen.« Ein kurzes Rascheln auf der Empore, ein leises Klicken, Stille.

Eva richtete sich auf, schaute nach vorn, der Platz an der Säule war leer. Sollte sie noch einmal Licht machen? Nein, dachte sie, es ist genug. Sie stand auf und ging, noch immer leicht benommen, im Mittelgang zurück. Blieb plötzlich stehen. Sie hatte Geräusche gehört, Geräusche, die von oben zu kommen schienen. Nicht von der Empore, sondern von weiter oben, aus dem Gewölbe, von der anderen Seite der Decke, es klang wie Schritte, schnelle Schritte. Aber das ist doch unmöglich, dachte sie, und dann hallte ein dumpfes Poltern, als wäre etwas umgestürzt. Eva hielt den Atem an, horchte gebannt nach oben, ihr Herz pochte laut. Und dann wieder die unheimlichen Schritte, immer schneller. Eva drehte sich um, hastete zum Ausgang, zog die zwei schweren Türen auf, lief den Kirchweg hinunter.

Über dem Dorf lag eine bleierne Dämmerung, und es schneite.

Geschichten vom Anfang

Als Eva von ihrer Pension zum Gasthaus ging, schneite es noch immer. Die Schneeflocken fielen wie in Zeitlupe, wie Wattebäuschchen, helle Tupfen auf nachtblauer Leinwand. Schon waren Dächer, Bäume, Zäune weiß. Auf der Straße die tiefen Abdrücke von Winterreifen. Von den Bremslichtern eines vor-

beigleitenden Autos träufelte ein roter Schimmer in den Schnee. Alles klang gedämpft, alles schien leiser, langsamer. Als hätte jemand die Welt weich eingehüllt und ihr Ruhe verordnet.

Die Hand am schaukelnden Lederseil, stieg Eva die schmale Treppe hinauf und trat, begleitet vom hellen Gläserklingeln, in die Gaststube. Sie steuerte ihren Platz vom Nachmittag an, doch der war besetzt. Alle Tische waren besetzt. Ein Sprachengewirr erfüllte den Raum. »Buna saira«, sagte der Wirt, der mit einem Tablett Flaschen und Gläser in die Stube kam, »schön, dass Sie gekommen sind, hier habe ich noch einen Platz für Sie.« Er wies auf den Tisch gleich neben der Tür. Eva setzte sich auf die Bank mit der Arvenholzwand als Lehne, zündete sich eine Zigarette an. Über dem Nischenbogen gegenüber hingen Rehgeweih, die Uhr stand immer noch auf halb neun. An der Wand gerahmte Schwarzweißfotos von der Wirtsfamilie. Auf einem Bild saß der Wirt als junger Mann mit dichtem schwarzem Haar genau da, wo Eva jetzt saß. Auf der anderen Seite der Tür seine Mutter (er war ihr wie aus dem Gesicht geschnitten, die traurigen Augen, die schmalen Lippen), müde und in sich gekehrt, die Hände übereinandergelegt, wie man sie Verstorbenen übereinanderlegt.

Eine Stunde zuvor hatte Eva ihr Zimmer in der Pension bezogen und der Wirtin lieber nichts von ihren seltsamen Erlebnissen in der Kirche erzählt, obwohl die alte Dame nur zu offensichtlich auf Unterhaltung aus war. Dann hatte Eva ein Bad genommen und ein paar Seifenblasen platzen lassen. Ja, das konnte sie: Dinge, die ihr Angst machten, einfach wegschnippen, ausblenden, vergessen. Ihre Telefonpflichten hatten sie schließlich endgültig auf den Boden zurückgebracht. Rick würde morgen in Müstair vorbeikommen, um mit ihr gemeinsam die Probeaufnahmen von Meran zu sichten und eine erste Bildauswahl zu treffen. Nur Thomas hatte sie nicht erreicht. Zuerst war sie erleichtert darüber, dann kam das schlechte Gewissen, dass sie erleichtert war. Sie würde es später noch einmal versuchen müssen.

Eva stellte das Glas ab und nahm ein Stück Brot, als ein Mann in schwarzem Pullover und mit schwarz-weiß kariertem Schal an ihren Tisch trat. Auf seinen kurz geschnittenen

Haaren schmolzen glitzernd Schneeflocken. Er lächelte, deutete eine Verneigung an und sagte: »Entschuldigung, darf ich mich zu Ihnen setzen?«

»Gerne«, nickte Eva und sagte: »Eva Fendt, auf der Durchreise hier hängen geblieben, weil der Pass geschlossen ist – Sie vermutlich auch.«

Er schüttelte den Kopf, winkte dem Wirt zu, legte den Schal über einen Stuhl und setzte sich Eva gegenüber. »Urs Andermatt, sehr erfreut, ich bin Archäologe, arbeite zurzeit im Kloster und wohne hier im Haus.«

Kantiges Gesicht, Dreitagebart, helle Augen. Eva spürte eine Woge von Behagen, der eine schwächere Woge von Unbehagen folgte, als sie an Thomas dachte.

»Das klingt aber interessant. Dieses Kloster scheint ja voller Geheimnisse zu stecken.«

»Allerdings«, sagte Urs Andermatt, »möchten Sie vielleicht ein paar erfahren?«

»Aber nur zu. Deshalb bin ich ja eigentlich nach Müstair gekommen. Weil der Name so nach Geheimnis klingt!« Urs Andermatt lachte. »Ja, wenn man ihn wie ›Mystère‹ ausspricht, dann klingt er natürlich geheimnisvoll.«

Er erklärte, dass Müstair sich aus dem lateinischen Monasterium – Kloster – entwickelt habe und im Rätoromanischen »Müschda-ir« ausgesprochen werde – das a und das i getrennt, Betonung auf diesen beiden Vokalen, und mit einem r, das fast wie ein ch gesprochen wird –, was Evas Gefühl für Klangschönheit widerstrebte und ihrer Begeisterung einen kleinen Dämpfer versetzte, bis sie kurzerhand beschloss, ihr Müstair weiterhin wie »Mystère« auszusprechen, zumindest im Stillen, für sich.

»Welchem Geheimnis sind Sie denn auf der Spur, wenn ich fragen darf?«, sagte der Archäologe und lächelte vieldeutig.

»Keine Ahnung«, lachte Eva, »es ist nur so eine unbestimmte Idee. Aber erzählen Sie mir doch ein paar von Ihren klösterlichen Geheimnissen.«

Urs Andermatt ließ sich Zeit. Er bestellte eine teure Flasche Wein, reichte Eva Feuer, zündete sich einen Zigarillo an und

lehnte sich zurück. »Ja«, sagte er und blickte sinnierend einer Rauchwolke hinterher, die sich an der niedrigen Holzdecke kräuselte, »die Archäologen sind vielen Geschichten auf der Spur. Sie schauen hinter die Fassaden, legen frei, was der Verputz verbirgt, lesen rückwärts, dringen Schicht um Schicht in die Tiefe der Dinge vor.«

Eva meinte, eine gewisse Zweideutigkeit in Urs' Rede zu hören.

»Der Westhof zum Beispiel. Waren Sie schon im Westhof?«

»Im Westhof? Ich glaube nicht«, sagte Eva, »ich bin ja erst heute Nachmittag angekommen und habe nur kurz in die Kirche geschaut.«

»Die Westfassade im Klosterhof müssen Sie sich unbedingt anschauen«, fuhr Urs Andermatt begeistert fort. »Ungemein spannend, was alles in diesem Gebäude steckt. Und wie viel man mit bloßem Auge erkennen kann. Im Streiflicht gegen Mittag sieht man förmlich jeden einzelnen Kellenstrich des historischen Verputzes. Und es braucht nicht viel Fantasie, sich den Maurer auf dem Gerüst vorzustellen, wie er mit der Kelle seine Striemen zieht.« Urs Andermatt ahmte die Bewegung mit der rechten Hand nach, malte mit dem glimmenden Zigarillo Rauchzeichen in die Luft. »Wenn man genau hinschaut, kann man über einem Fenster eine eingeritzte Jahreszahl entdecken. Und dann weiß man, wann unser Maurer auf dem Gerüst stand: Fünf-zehn-hundertzweiundachtzig.« Er dehnte die Zahlen, schuf der Zeit Raum, zog Eva mit in die Vergangenheit. »Aber das ist noch lange nicht alles, was es da zu entdecken gibt«, sagte er und machte eine bedeutungsvolle Pause. »An einer Naht, die durch die Fassade läuft, kann man einen dreigeschossigen Wohnturm erkennen – die Bischofsresidenz des frühromanischen Klosters.« Er hielt inne, legte seinen Zigarillo in den Aschenbecher, sah dem Verglimmen zu und sagte verschwörerisch: »Frühes elftes Jahrhundert.«

Der Wirt brachte den Wein, schenkte Urs Andermatt ein wenig ein, der hielt das Glas kennerhaft gegen das Licht, schielte in das schimmernde Rot, schwenkte das Glas, neigte

die Nase feierlich hinein, hob das Glas zum Mund, nahm einen Schluck, kaute, schmeckte, schluckte und nickte endlich beifällig. »Gut«, sagte er lächelnd zum Wirt, der das Ritual mit dem Gleichmut eines Messdieners verfolgt hatte, »ein guter Wein, vielleicht eine Spur zu kühl. Aber das gibt sich, danke.« Der Wirt entfernte sich vom Tisch und überließ es Urs Andermatt, Eva einzuschenken. Was dieser mit galanter Geste tat, denn er liebte es, den Charmeur zu spielen.

»Überhaupt der Klosterhof«, fuhr er fort, »Sie glauben gar nicht, wie viel Geschichte unter diesem unscheinbaren Boden liegt.« Er hielt inne, sah Eva an und sagte:

»Möchten Sie überhaupt noch mehr hören?«

Eva nickte: »Sehr gerne, ja!«

»Vor einigen Jahren stieß man auf die Fundamente eines großen Saals. Eines Saals mit einem durchgehenden Mörtelboden auf Steinbett, mit Stützenfundamenten und Ofensockeln. Wahrscheinlich hatte der Raum einst Zwischenwände, vielleicht sogar eine Galerie. Wahrscheinlich hatte man den Speise- und Festsaal des karolingischen Klosters entdeckt. Stellen Sie sich vor: ein Winterabend um das Jahr achthundert, nicht lange nach der Klostergründung, es schneit unablässig, so wie jetzt.« Urs Andermatt deutete in Richtung Fenster, und Eva folgte seinem Fingerzeig. »Der König, ja, Karl der Große selbst und sein Gefolge haben sich über den verschneiten Pass durch Kälte und Schneestürme gekämpft, sind halb erfroren und hungrig angekommen und sitzen nun im gut geheizten Gästesaal des Klosters zu Tisch.«

»Eine schöne Vorstellung«, sagte Eva und nahm das letzte Stück Brot aus dem Korb mit dem rot karierten Deckchen.

»Es dauert manchmal mit dem Essen«, sagte Urs, der Evas Gedanken erraten hatte, »aber es wird Sie versöhnen.«

»Hoffentlich.«

In Evas Kopf begannen sich Räume, Zeiten und Gefühle zu vermischen. Der eigenartige Sog der Vergangenheit, ein erregender Anfang, Hunger und eine unbestimmte Sehnsucht.

Urs Andermatt gab wieder den Wissenschaftler: »Dank

einer speziellen Methode kann man das Alter von Holz exakt bestimmen. So ließ sich aus einem Balkenstück vom Kirchengiebel das Baujahr der Kirche ermitteln. Sieben-hundert-fünf-undsiebzig. Stellen Sie sich vor: Die Baustelle liegt im breiten Talboden. Aus Feldsteinen und Holz aus den nahen Wäldern, aus Mörtel, Kalk und Marmor wird eine Kirche errichtet, wird ein Kloster gebaut.«

Eva sah eine Baumkrone schwanken, hörte ein splitterndes Krachen, sah einen Baum aufschlagen, sah die Axt auf den Waldboden sinken, sah den Baumfäller sich die Stirn wischen, roch das Harz, spürte eine ferne Frühlingssonne. Die Archäologen sind Zauberer, dachte Eva. Aber sie wissen es nicht.

Der Wirt hatte die Suppe gebracht, und der Dampf, der aus den Tellern aufstieg, mischte sich zwischen den erhitzten Gesichtern.

Eva fand die Suppe köstlich. »Und warum hat man ausgerechnet hier ein Kloster gebaut?«, fragte sie.

Urs blies in seinen Löffel. »Oh, das ist ganz spannend!« Er nahm noch zwei Löffel Suppe und sagte: »Ich hatte nicht zu viel versprochen, oder?«

»Ganz und gar nicht«, sagte Eva und schaute Urs erwartungsvoll an.

»Zur Klostergründung gibt es zwei Versionen. Eine nüchterne und eine poetische. Welche möchten Sie hören?«

Eva lächelte und wollte etwas sagen. Doch Urs kam ihr zuvor: »Ich erzähle Ihnen beide.« Er strahlte Eva mit einem jugenhaften Lächeln an: »Und ich glaub, ich weiß auch schon, welche Sie lieber mögen werden. Zuerst die nüchterne, einverstanden?« Eva nickte.

»Die Gründung des Klosters war ein machtpolitischer Schachzug von Karl dem Großen. Der Ort lag im Schnittpunkt wichtiger Alpenpässe und strategisch ideal für seine geplanten Kriegszüge gegen die Bajuwaren und Langobarden. Doch kaum waren beide unterworfen und die Reichsgrenzen verschoben, verlor das Kloster seine politische Bedeutung wieder. Und so ist es im Prinzip tausend Jahre lang geblieben: Mal stand das

Kloster im Zentrum irgendwelcher Interessen – dann wurde gebaut, vergrößert, verändert. Oder geplündert und gebrandschatzt. Und über lange Zeiten stand es am Rand des Weltgesehens, und es passierte gar nichts.« Urs hielt inne.

»Aber ich wollte Ihnen ja noch die andere Gründungsgeschichte erzählen.

»Die poetische«, sagte Eva.

»Ja, die Legende. Sie erzählt, dass Karl der Große auf dem Rückweg von der Kaiserkrönung in Rom am Umbrailpass in einen schlimmen Schneesturm geriet und in seiner Not gelobte, ein Kloster zu stiften, wenn er den Sturm nur überlebte. Er kam heil durch, erfüllte das Gelübde und gründete das Kloster.«

»In dem er sich dann selbst auch aufwärmen und stärken konnte.«

»Ja, genau!«, lachte Urs. »Sie lernen schnell!«

»Die Legende gefällt mir.«

»Also hatte ich recht.«

Eva nickte lächelnd und nahm einen Schluck Wein.

Der Wirt trat leise an den Tisch, nahm die Suppenteller und fragte: »Darf ich den Hauptgang servieren?«

»Gerne«, sagten Urs und Eva wie aus einem Mund.

Urs sah Eva an. »Und glauben Sie nicht, dass wir mit der Klostergründung im achten Jahrhundert nach Christus schon am Ende der Geschichte sind. Oder am Anfang.« Er genoss Evas Verblüffung, nahm einen Zigarillo aus der Packung, zündete ihn in aller Ruhe an und ließ kleine Rauchwolken steigen.

Eva schaute ihn fragend an.

»Dieses Stück Erde«, begann er, »war schon lange vor der Klostergründung besiedelt.« Er schenkte Wein nach, hob sein Glas, sah Eva in die Augen und trieb sein Enthüllungsspiel weiter. Brachte immer neue Dinge ans Licht: Fundstücke der Römerzeit, Fragmente der Bronzezeit. Grundrisse von Gebäuden, Pfeilspitzen, erloschene Feuerstellen, rußgeschwärzte Kochtöpfe aus Lavez, Bruchstücke von Bechern, Schüsseln, Alltag. Bronzene Ringe und Armreifen, Fibeln unter Patina, Scherben mit glitzernden Oberflächen und Verzierungen.

»Ja«, Urs strahlte Eva unverhohlen an, »der Sinn für Schönheit reicht weit zurück.« Und nach einer Pause: »Nein, im Ernst, das Suchen hört niemals auf. Jedes Fundstück gibt neue Rätsel auf, jede freigelegte Schicht birgt neue Geheimnisse.«

Eva war beinahe schwindlig von so viel aufgeworfener Zeit. Hinter ihren Lidern schillerten nie gesehene Farben. Ein diffuses Licht fiel auf eine alte, lange vergessene Neugier.

»Die Suche nach dem Anfang kommt nie wirklich an ein Ende«, sagte Urs. »Es gibt da noch eine großartige Geschichte.« Urs beschrieb mit der Hand einen Kreis über dem Tisch. »Die Geschichte vom Anfang der Berge um uns herum, von der Entstehung der Alpen, ja – Erdgeschichte eigentlich.« Er strahlte und sagte mit unwiderstehlichem Charme: »Möchten Sie?«

Eva nickte lächelnd. Sie genoss das Gefühl der Verzauberung.

»Die Geschichte beginnt mit dem Auseinanderdriften zweier Kontinente, aus dem ein Meer entstand: Tethys. Es existierte viele Millionen Jahre lang, bis ein Gedränge und Geschiebe nordwärts entstand und der Meeresboden emportauchte.« Urs' Hände übersetzten die Erdbewegungen, von denen er sprach, in große, weiche Gesten.

Ob er weiß, dass er ein Zauberer ist?, dachte Eva.

»Was zuunterst lag, wurde nach oben geschafft, schichtweise aufgeworfen, hochgedrückt und fortgeschoben. Zu bizarren Formen aufgetürmt, weitergetrieben, gefaltet. Gebirge wie urzeitliche starre Wäschestücke wurden wieder verworfen und zerrissen. Ihre Flanken lagen bloß, waren allem ausgesetzt. Dann kamen Eiszeiten über sie, Gletscher schliffen sie ab, höhlten die Täler aus, machten sie tiefer und weiter. Das alles geschah mit atemloser Langsamkeit, und das Land blieb besänftigt zurück.« Urs lehnte sich erschöpft in seinen Stuhl.

Eva ließ die feine, pochende Erregung zu, die Urs' Schilderung in ihr ausgelöst hatte. Schob den Gedanken an Thomas beiseite.

Urs nahm langsam das Weinglas und sagte im Ton eines Schlusssatzes: »Das alles geschah vor vielen Millionen Jahren, aber geologisch gesehen war es gestern.« Und dann zauberte er

für Eva ein Bild, in das sie sich sofort verliebte: »Ein Tal«, sagte Urs Andermatt, »ein Tal ist ein Augenzwinkern Erdgeschichte.«

Urs war in Evas Seele auf zugemauerte Türen gestoßen, hatte Steine weggeschlagen, eingerostete Schlösser freigelegt. Aber das wusste er nicht.

Er bestellte noch eine Flasche Wein.

Erinnerungen

Jetzt fiel der Schnee wie feiner Puder, schwebte wie Staub im Licht. Ein leiser, verhaltener Tanz. Eva lachte.

Sie war leicht beschwipst vom Wein und von Urs Andermatt. Von seinem Charme, seinem Erzählen und dem, was er bei ihr angerührt hatte. Sie genoss die Kälte der Luft und das Gehen durch den frischen Schnee. So viel Geschichte auf so einem kleinen Flecken Erde, so viele Jahrhunderte an einem Abend, dachte sie. Ein Tal ist ein Augenzwinkern Erdgeschichte.

Wenige Straßenlaternen streuten bleiches Licht. Die weiß gepolsterten Weidezäune geleiteten sie. Am Horizont das gelbe Leuchtband der Shell-Tankstelle. Als sich das Dorf ins Offene verlor und neben dem Weg sanft ein Schneefeld abfiel, glitt Eva ab. In eine lange verschüttete Zeit.

Sie war sieben Jahre alt, stand oben an der Schlittelpiste, aufgeregt hüpfend, bis Papa sie endlich auf den Schlitten setzte und mit ihr hinuntersauste, es war herrlich. Seine Stiefel wie schwarze Kufen im stiebenden Schnee. Unten stand Mama, die Arme weit ausgebreitet. Eva ließ sich kreischend vor Glück vom Schlitten fallen, wälzte sich im Schnee, bis sie eingeholt und festgehalten wurde. Von Mamas weichen Pelzmantelarmen und dann von den kräftigen Handschuhhänden Papas, der sie lachend hochhob und herumwirbelte. Ein kleiner Engel in seinem blauen Element, ein Zirkuskind. Bis Papa sie abermals auf den Schlitten setzte und den Hang hinaufzog. Sie konnte nicht genug kriegen, schrie »noch mal, noch mal«.

In Evas Erinnerung war der Schnee warm.

Sie fand Thomas' Nummer auf dem Display. Oh Gott, er würde wissen wollen, wann sie käme, würde sich Sorgen machen, sie kannte ihn. Eva zog die Vorhänge zu, ging ins Bad, sah in den Spiegel, um die Kindheitsbilder abzuschütteln, um wieder in der Gegenwart anzukommen. Im Zimmer setzte sie sich an den kleinen Tisch, schob das Zierdeckchen beiseite, zog den Aschenbecher zu sich, nahm eine Zigarette, legte sie gleich wieder weg und drückte auf den Knopf mit dem kleinen grünen Hörer. Wand sich vor Unbehagen.

»Thomas? Ja, ich bin's. Bitte entschuldige, dass ich mich erst jetzt melde, ich hab's früher am Abend schon versucht, aber du warst nicht da.«

»Macht nichts, bist ja gleich hier, oder? Du hast sicher einen Riesenhunger.«

»Thomas, bitte, sei mir nicht böse, es ist etwas dazwischengekommen.«

»Um Gottes willen, was ist denn passiert?«

»Nichts, es ist nur ... der Ofenpass wurde heute Nachmittag geschlossen, es schneit hier seit Stunden.«

»Heißt das etwa, du bist immer noch in diesem Bergnest?«

»Thomas, bitte, ich komm hier nicht weg, ich musste mir ein Zimmer nehmen.«

»Eva, das darf doch nicht wahr sein!« Jetzt wurde Thomas laut. »Erst sagst du, du kommst später, und dann kommst du überhaupt nicht.« Seine Stimme kippte in eine atemlose Ungläubigkeit. »Und das sagst du mir erst jetzt? Und ich Idiot kauf auch noch extra ein, bring die Wohnung auf Hochglanz, damit ...«

»Thomas, bitte ...«

»Du hättest wenigstens mal Bescheid sagen können!« Eva, kleinlaut: »Ich hab's ja versucht ...« Aufgelegt.

»Dann eben nicht«, schnaubte Eva, fühlte sich elend vor Wut, schlechtem Gewissen und Erschöpfung, warf sich aufs Bett und vergrub ihr Gesicht im Kissen.

Als sie wieder erwachte, lag ein Zipfel der Bettdecke wie eine Hand auf ihrer Schulter. Sie hörte die Kirchturmglöcke elf Mal schlagen. Ein warmer, weicher Klang.

ZWEITER TAG

Der Tod auf dem Dachboden

Urs Andermatt spürte den langen Abend und den Wein, die leichte Benommenheit war ein wohliges Gefühl. Sie passte zu diesem frühen Morgen mit seinem vielen Schnee, der träge wie ein schlafendes Pelztier zwischen den Häusern lag. Die Hauptstraße war schon geräumt, Schneesäume rechts und links, die wenigen parkenden Autos steckten bis zu den Fenstern im Schnee. Der Plaz Grond diente als Schneeablageplatz, und alles, was ihn zum Dorfplatz machte, war hinter Schnee verborgen oder unter Schnee begraben. Nur das Eisenschild mit den erhabenen Buchstaben hing über allem und behauptete die Würde des Platzes gegen die Vergänglichkeit des Schnees. Die Tür zum Landwirtschaftshof war weiß beflockt. Von einem Plakat an der Anschlagtafel blitzte eine neonfarbene Schlagzeile heraus: »Bal da Mascras«, doch hätte sich jemand dafür interessiert, wäre es vergebliche Liebesmüh gewesen, denn der annoncierte Maskenball war längst vorbei. Es war Fastenzeit.

Urs stapfte durch den unberührten Schnee im Klosterhof, bahnte sich einen Weg zur Pforte, die zum romanischen Kreuzgang führte. Er wunderte sich über die unverschlossene Tür, rief »Hallo, hallo, ist da jemand?«, bekam keine Antwort, ging über schwankende Bretter durch die aufgedugenen Gänge, an blinden Fenstern, schweren Truhen und langen Tischen vorbei, auf denen Geranien zum Überwintern standen. Er ging verwinkelte Treppen hinauf, über knarrende Dielen, bis er zu dem Gerüst kam, über das man in den Dachraum der Kirche gelangte. Er kletterte hinauf, zog den Laden auf, duckte sich

unter den niedrigen Bogen, kroch in das zugige Halbdunkel und merkte sofort, dass etwas nicht stimmte.

Er tastete sich zum Lichtstativ vor, schaltete den Scheinwerfer ein, stieg auf eine Trittleiter und suchte den welligen Boden, die Gegenseite des gotischen Gewölbes, mit den Augen ab. Er registrierte einen umgekippten Hocker, einen umgestürzten Stapel Holzkisten. Die bemalten Fragmente des karolingischen Verputzes, die sie mühsam gesammelt, gesiebt und sortiert hatten, lagen auf dem Boden verstreut. Ein Stück Plastikplane hing an einem Balken und bewegte sich leise raschelnd. Weiter entfernt, auf einer Wölbung im hinteren Teil des Raums sah Urs ein dunkles Bündel liegen, Decken, Planen oder Säcke, es war nicht genau zu erkennen. Er sprang von der Leiter, lief über die rauen Bodenwellen, durch Schutt und Staub, ging die letzten Meter langsam auf das Bündel zu, sah Schuhe, Hosenbeine, Mantel und dann die gebrochenen Augen des Mannes, die in den Dachstuhl starrten. Der leblose Körper lag auf einer Gewölbekuppe, grotesk verdreht, der rechte Arm ausgestreckt, die Hand verkrampft, als hätte sie in einer letzten vergeblichen Anstrengung versucht, Halt zu finden. Hosenbeine und Schuhe waren hell vor Staub. Die Stirn war verletzt, eine Blutspur lief über die Wange und in den Nacken. Der Kopf hing zurückgebogen über der scharfen Kante der Kuppe. Im Staub darunter zeichnete sich ein feines dunkles Rinnsal ab. Urs trat einen Schritt zur Seite, versuchte, nichts zu berühren, keine Spuren zu verwischen, alles so zu lassen, wie es war. Es würde Untersuchungen geben, möglicherweise war hier ein Mord passiert, jedenfalls lag da ein Toter, auf dem Dachboden der Kirche. Urs ging vorsichtig zurück, Schutt knackte unter seinen Füßen, er duckte sich unter den niedrigen Bogen, zwängte sich hinaus, schloss den Laden, lief über knarrende Dielen, verwinkelte Treppen hinunter, an Tischen, Truhen, blinden Fenstern vorbei, über schwankende Bretter ins Büro und wählte die Notrufnummer der Polizei.

Jon Battista Raffina versprach, sofort zu kommen.

Das Kloster im Schnee

Es waren wieder die Glocken der Kirche, die Eva weckten. Der warme, weiche Klang. Sie stand auf, zündete sich eine Zigarette an, trat ans Fenster, zog den Vorhang auf und sah ein Bild, das sich wie ein Blitz in ihre Seele brannte: das Kloster im Schnee, eine helle Festung, die zu schweben schien, ein Schloss, hoch über der Welt. Eine eisgraue Wolkendecke wehte darüber hin, von irgendwo kam ein überirdisches Leuchten. Eva starrte gebannt, die Hand noch am Vorhang, Asche rieselte auf den Boden. Sie wollte die Kamera holen, das Bild festhalten, konnte sich nicht losreißen, konnte nicht aufhören zu schauen, schloss die Augen und schlug sie wieder auf, um sich zu vergewissern, dass sie nicht träumte. Das Bild war immer noch da. Die Schneefläche wie Silber, das warme Ocker der Wände, die Zinntürme wie Himmelstreppe. Eva wehrte sich nicht gegen das Gefühl, das sie durchströmte, es war feierlich und erhebend, wie das Gefühl beim Start eines Flugzeugs, das Kribbeln im Bauch beim Abheben, die Erregung beim Durchstoßen der ersten Wolken, das Einverständnis mit allem, was kommen wird.

Endlich ließ Eva den Vorhang los, wollte die Kamera holen, als sich in dem Bild plötzlich etwas bewegte. Eine Ordensschwester ging, altersschwer und nach vorne gebeugt, über eine Bretterrampe in den tief verschneiten Klostergarten. Sie trug eine graue Schürze über dem schwarzen Gewand, zog eine Schneeschaukel hinter sich her, die rechte Hand steckte in einem grasgrünen Gummihandschuh. Am Ende der Rampe angekommen, tat sie einen beherzten Schritt in den Schnee und begann zu schippen. Es war mehr ein Sinkenlassen der Schaufel, ein mühevolleres Stochern im Schnee, und so gelangte immer nur ein winzig kleines Häufchen Schnee auf die Schaufel, wovon die Hälfte wieder herunterrutschte, wenn sie ausholte, um die Ladung zur Seite zu kippen. Sie kam kaum voran. Aber das schien nebensächlich zu sein. Das Schneeräumen war Gottesdienst, Bußandacht, Kreuzweg. Jede Schaufel eine Station auf dem Weg zum ewigen Leben.

Ein Glöcklein begann zu läuten, und sogleich hielt die Schwester inne, hob den Kopf, neigte ihn zur Seite wie ein Vögelchen, ließ die Schaufel fallen, drehte sich um und ging eiligen Schritts über die Rampe zurück ins Kloster. Beinahe beschwingt. Die graue Schürze flatterte.

Aufregung im Klosterhof

Was für ein Hallodri dieser Wind heute Morgen wieder war. Anna fluchte leise, stellte den Schubkarren mit dem Holz ab, um sich zu bekreuzigen, als Buße für den Fluch. Sie bückte sich, um einen Papierschnipsel aufzuheben und gleich noch einen. Ein kurzbeiniger Hund lief neben ihr her, wälzte sich übermütig im Schnee und stand, ein weißes Hütchen auf dem Kopf, schwanzwedelnd vor der alten Magd. Anna verzog das Gesicht zu einem Grinsen und stieß den Karren weiter durch den Klosterhof. Sie trug eine Gummischürze über einer Strickjacke über einer groß geblühten Kittelschürze. Dazu schwarze Gummistiefel und ein beigebraun kariertes Kopftuch. Das Ungewöhnlichste an ihr aber war ein seltsam gebogener Rücken, der sich unter den vielen Lagen Stoff krümmte.

Er war nach vorne geknickt und zur Seite geneigt. Die Verwerfungen einer unerhörten Lebensgeschichte.

Seit mehr als zwanzig Jahren aß Anna ihr Gnadenbrot als Magd im Kloster. Dafür verrichtete sie, mehr schlecht als recht, kleine Arbeiten für die Schwestern. Sie galt als beschränkt, was sie zweifellos war, doch gab es seltsame Brechungen in ihrer Beschränktheit. Wo immer sie es herhatte, sie legte auffallend großen Wert auf Ordnung und Manieren – Fluchen ausgenommen. Wenn etwa das Besteck oder die Serviette nicht im richtigen Abstand zu Teller und Tischkante lagen, wenn jemand hustete oder gähnte, ohne die Hand vor den Mund zu halten, tadelte sie dies mit der Herablassung einer Gouvernante. Nie sah man sie auch nur hüsteln, ohne dass sich ihre Hand anmutig vor den Mund gehoben hätte. Und sie schaute

im Klosterhof nach dem Rechten, sorgte für Ordnung, auf ihre Art.

Anna reckte den Hals und stellte den Karren ab. Da lag noch etwas, das da nicht hingehörte, noch zwei Schnipsel Papier oder Karton. Sie ging auf das Lumpenpack, das elendigliche zu, doch der Wind kam ihr zuvor und trieb die Schnipsel weiter, sie flogen auf, flatterten, drehten sich, rutschten über den Schnee, einer blieb hier, der andere dort kurz liegen, und dann trieben sie wieder ihren Schabernack mit der armen alten Anna. Sie stampfte hinterher, fluchte weniger leise, vergaß das Bekreuzigen, streckte drohend den Zeigefinger in die Luft, der Hund sprang kläffend nebenher, noch einmal schnappte der Wind Anna die Schnipsel vor der Nase weg, bis sie endlich in einem Schneehaufen an der Stallmauer liegen blieben. Dann war Anna zur Stelle, bückte sich umständlich und packte die beiden am Schlafittchen, als wären es ausgebüxte junge Katzen. Der Hund schlug Purzelbäume und bellte. »Ksch!«, zischte Anna so scharf, dass er augenblicklich still war. Sie hob die Schnipsel auf und besah sich den ersten neugierig. Eine Figur war darauf, eine Figur in einem gelben Kleid, die anmutig eine Schüssel in die Höhe hielt, nach der zwei andere Hände griffen. Auf dem zweiten waren gelbe Schüsseln und andere gelbe Sachen auf einem weißen Tuch. Unter Gummischürze, Strickjacke, Kittelschürze und weiteren Lagen Stoff pochte Annas Herz. Sie nestelte nervös an den Zipfeln ihres Kopftuchs, ein heftiges Zucken verzog ihr den Mund. Sie kramte in ihrer Schürzentasche, fand nichts, ah ja, im Schubkarren lag noch ein Schnipsel. Tatsächlich, er war von der gleichen Art. Es war zwar nichts Bestimmtes darauf zu erkennen, nur Farben: Weiß, Gelb, Rot und Braun mit einem seltsamen Strichmuster. Was Anna auf den Schnipseln sah, kam ihr irgendwie bekannt vor, sie hatte das alles schon einmal gesehen, aber wo? Sie drehte ihre Fundstücke um und fand auf der Rückseite eine verwischte schwarze Tintenschrift. Lesen war nie Annas Stärke gewesen, und so wandte sie sich gleich wieder der Bildseite zu. Ganz außer Zweifel stand, dass sie einen bedeutenden Fund gemacht hatte, dass sie nicht

weniger als einen Schatz entdeckt hatte. Anna sah sich vorsichtig um, ob sie auch niemand beobachtete, raffte umständlich die Gummischürze zur Seite und verbarg ihre Schätze in der Tasche ihrer Kittelschürze. Den Schubkarren ließ sie stehen wo er stand, mitten im Klosterhof. Sie vergaß, dass das Holz an einen bestimmten Platz gebracht werden musste. Wenn nicht, dann gnade ihr Gott.

Kommissar Harry Koller schaltete hektisch in einen höheren Gang. Jetzt musste er auch noch einen Riesenumweg fahren, weil der Ofenpass geschlossen war, dabei warteten die in Müstair oder wie es auf Deutsch hieß, Münster, dringend auf ihn. »Koller, tut mir leid um Ihr Wochenende, aber jetzt müssen Sie ran!«, hatte sein Chef am Telefon gesagt, heute, Samstagmorgen, es war noch nicht einmal acht Uhr gewesen. Er hatte gerade Kaffee aufgesetzt, in den Geschirrhalden auf dem Spülstein nach einer brauchbaren Tasse gesucht, wollte sich einen gemütlichen Tag machen, schließlich war heute das Viertelfinale. Ein verdammt wichtiges Spiel. »Sie wissen ja«, hatte Steiner weiter palavert, »ich bin unterwegs zu einem Kongress in Bern, und Hohenegger fällt noch eine Woche länger aus, er rief mich gestern aus dem Spital an.« Und dann hatte er gemeint, er müsse ihm Honig ums Maul schmieren, der falsche Hund: »Sind ja lange genug dabei, Koller, Sie machen das schon, alter Hase, alte Spürnase, hähähä! Und, Koller: Immer diplomatisch bleiben. Und noch was: Halten Sie mich unbedingt auf dem Laufenden!« Zuerst hatte Koller eine Riesenwut gepackt, dann die schiere Angriffslust: »Wartet nur, Ihr Diplomschnösel!«, hatte er geschimpft und dem aufgelegten Telefon mit der Faust gedroht, »Euch werd ich's zeigen!« Und so war Kommissar Koller – 58, Drückeberger vom Dienst, schmutzdelig vor Geiz, zerfressen von Missgunst, immer und überall auf das Schlechte aus, dabei blind vor Selbstgefälligkeit und krankhaft fußballbesessen – unterwegs in den äußersten Zipfel des Kantons, wo sie auf dem Kirchendachboden einen Toten gefunden hatten und Unterstützung brauchten. Koller fuhr wie ein Verrückter, misshandelte seinen Dienstwagen vor Zorn. Und da

war noch etwas, das aus den düsteren Tiefen seiner Seele hochkroch und sich breitmachte wie Säure, wie altes Öl: die nackte Panik, dass er das Fußballspiel versäumen könnte. Er fuhrwerkte am Radio herum, wollte Nachrichten hören, wollte etwas über die Aufstellung des FC erfahren, empfing nichts als Rauschen, Rauschen wie Hohngelächter. Er drückte das Gaspedal durch bis zum Anschlag, bis der Motor schrie.

Als die Post kam, entließ Ida Prezios, Evas Pensionswirtin, ihren einzigen Gast gnädig aus dem Frühstücksgespräch: »Jetzt entschuldigen Sie mich aber«, sagte sie, im Stehen durch die Zeitung blätternd, »ich muss schauen, wer gestorben ist«, und zog sich an den Ofentisch im hinteren Teil der Gaststube zurück.

Der Vormittag war frisch und kalt, der gefrorene Schnee knisterte unter Evas Schritten. Sie atmete die prickelnde Luft tief ein, konnte den Blick noch immer nicht vom Kloster lassen, zappte hin und her zwischen dem Bild der schwebenden Festung und dem Versuch, die Anlage zu durchschauen. Türme, Kirche, Kapelle, Zinnen, auf- und abspringende Dachlinien, ineinandergefügte Mauern. Bei aller Strenge war da etwas Verspieltes, Heiteres, Leichtes. Und vielleicht gerade deshalb wirkte das Kloster so, als hätte es gar nicht anders sein können, als wäre es nie anders gewesen. Dass diese Ansicht grundfalsch war, hätte Eva nach allem, was Urs Andermatt erzählt hatte, ja wissen müssen. Dass es die typische Annahme einer naiven Seele war, die nur das Hier und Jetzt kennt, die von der Vergangenheit nichts wissen will und schon wieder vergessen hat, was gestern war.

Eva ließ das Kloster großartiges Bild sein, ließ es im linken Augenwinkel mitwandern, als sie auf dem glitzernden Schneeweg weiterging. Der Himmel war blassblau, nur über den Bergflanken hingen noch lichtgraue Wolken, wie eingewickelte Bonbons. Die schwarzen Alpendohlen auf den weißen Dächern, eine ungeduldige Festgesellschaft.

Der Schnee hatte die Welt verzaubert. Schnee wie Mai-laub in den Büschen, Schnee, der den Weg der Katze verriet,

Schnee, der Schilder überschrieb und Verbote aufhob, Schnee, der aus der Holzbank am Weg ein weißes Sofa gemacht hatte, Schnee wie gleißender Marmor bis zum Horizont. Und im selben Moment sah Evas fotografisches Auge avantgardistische Möbel auf diesem kostbaren Boden vor der grandiosen Kulisse des Klosters. Sah Sofas, Sessel, Tische und Leuchten mit Türmen und schwebenden Dächern, mit Mauern und verdoppelnden Schattenlinien in eine formale Spannung gebracht, dass ein Funke übersprang von der einen Welt zur anderen. Wie vergänglich dieser Marmor war, daran dachte Eva Fendt nicht.

Im Klosterhof herrschte helle Aufregung. Polizeiautos und andere Fahrzeuge standen kreuz und quer, der Schnee war von Reifenspuren zerkratzt und von Schuhabdrücken zertrampelt. Ein rotweißes Plastikband versperrte den Weg zu einer Pforte, die unter dem Bogen einer Außentreppe lag. Der Hof war voller schwatzender Menschen: Leute vom Klosterhof, Leute aus dem Dorf, Frauen mit Einkaufstaschen, Kinder in Skikleidung, Touristen, Passanten und Anna, die krumme Magd, die aufgeregt ihre Kartenschnipsel herumzeigte, doch alle winkten nur ab. Anna sah Eva von schräg unten an, hielt ihr drei Schnipsel hin und murmelte etwas Unverständliches. Eva nahm die Schnipsel in die Hand, betrachtete sie von allen Seiten und las laut, was von der verwischten Schrift noch zu entziffern war: »Gebt mi«, und: »lome«. Anna freute sich wie ein Kind, dass jemand sie erhört hatte, plapperte nach, was sie behalten hatte: »Gebt mi«, sagte sie, »Gebt mi«, und ging aufgeregt weiter, ihre Schnipsel hochhaltend wie frisch geweihte Palmzweige.

»Endlich, der Herr Kommissar!«, rief Jon Battista Raffina, der Dorfpolizist, ein Mann Mitte fünfzig, mit wachen Vogelaugen und großen Tränensäcken, als ein Auto mit viel zu hohem Tempo durch das Tor an der Straßenseite des Hofes fuhr und abrupt zum Stehen kam. Alle Blicke richteten sich auf den Wagen. Raffina eilte hinüber und riss mit Wichtigkeit die Tür auf. Ein kurzer Handschlag, ein rascher Wortwechsel, und die beiden eilten

in Richtung Pforte. Koller war ein langer schlaksiger Mensch mit merkwürdig unkoordinierten Bewegungen, dünnem Haar und grimmigem Blick. Raffina schwante Böses, er schnaufte einmal kräftig durch und beschloss im selben Moment, die Rolle des ergebenen Dorfpolizisten ohne Wenn und Aber zu spielen. Er bahnte eine Gasse durch die Zuschauer, hob mit großer Geste das Absperrband hoch und ließ dem Kommissar den Vortritt. Unter heftigem Gestikulieren und im unübersehbaren Bewusstsein, dass einer des anderen Wichtigkeit durch den eigenen Auftritt erhöhte, verschwanden sie in der Pforte. Im Klosterhof blieben alle Gesichter auf die Pforte gerichtet.

»Was ist denn passiert?«, fragte Eva den Mann im blauen Arbeitsanzug, der neben ihr stand.

»Auf dem Kirchendachboden wurde ein Toter gefunden.«

»Mein Gott!«, sagte Eva, und nach einer Schrecksekunde: »Ein Unfall?«

Der Mann zuckte mit den Schultern und sagte: »Man weiß es noch nicht genau. Die Kriminalpolizei ermittelt. Und das heißt nichts Gutes.«

Als hätte man einem zufrieden spielenden Kind eine Ohrfeige verpasst, ohne Andeutung, ohne Grund, so fühlte sich Eva. Der Schreck riss sie aus ihrer Schneeseligkeit, und ein paar vergessene Dinge waren wieder da: die unheimlichen Erlebnisse gestern in der Kirche, der Streit mit Thomas.

Um sie herum das aufgeregte Reden und Gestikulieren der Wartenden. Die Alte mit den Kartenschnipseln saß auf einer Bank neben der Pforte, den krummen Rücken an die Wand gelehnt, und besah sich, unentwegt den Mund bewegend, ihre Schätze. Der kurzbeinige Hund döste unter der Bank. Eva schaute sich um. Das war also der Westhof, von dem Urs erzählt hatte. Eine Arena der Weltgeschichte, an deren Boden sich die Zeit teilte. Unten Urzeit, Bronzezeit, Römerzeit, frühe Klosterzeit. Oben spätgotische Fassaden, die Fensterreihen der Nonnenzellen, die Rundbögen der Tortürme, die Stalltüren der Landwirtschaft, die Büros der Archäologen. Und die Pforte, auf die sich alle Blicke richteten.

Gefällt Ihnen dieses Buch? Dann empfehlen Sie es bitte weiter.
Mehr über den 8 grad verlag finden Sie auf www.8gradverlag.de
und in unserem Newsletter.

1. Auflage 2024
© 2024, 8 grad verlag GmbH & Co. KG
Sonnhalde 73 | 79104 Freiburg
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung, Layout und Satz:
Julie August, Buenos Aires/München
Umschlagmotiv: Tony Grubhofer, Müstair (1899)
Gesetzt aus der Caslon und aus der Brown
Korrekturat: Marion Voigt, Zirndorf

Papier: Munken Print cream 90 g/m² 1,5-fach
Einbandmaterial: Peyprint honan 130 g/m²
Herstellung: folio · print & more, Zirndorf
Druck und Bindung: Steinmeier GmbH & Co. KG, Deiningen
Printed in Germany

ISBN 978-3-910228-30-6

www.8gradverlag.de